

The field, the anthropologist and I, the researcher's spouse

Die Vorbereitung

Nach Abschluss ihres Berufslebens entscheidet sich meine Frau, an der Universität Ethnologie zu studieren. Mitten im Studium will sie schließlich, was sie so alles hört und liest, mit eigenen Augen sehen, es selbst erleben. Auf ihre Initiative hin eröffnet sich ihr die Möglichkeit, in Indien eine Feldforschung bei einem zahlenmäßig relativ kleinen Stamm¹ durchzuführen. Ich bin mit Feuer und Flamme dabei, biete ihr an, sie zu begleiten. Schon während meines Physikstudiums hatte ich mich nämlich mit der Frage beschäftigt, wie Menschen in unterschiedlichen Kulturen die Welt sehen, beschreiben und in ihr leben und hier sehe ich die Möglichkeit, mich, jenseits der Tourismuspfade, nicht nur lesend, sondern auch in der erfahrbaren Wirklichkeit, diesen Themen zu nähern. Das Sabbatjahr, das ich vor etwas mehr als einem Jahr beantragt habe, könnte ich dafür in Anspruch nehmen.

Wir beschließen, die Feldforschung als gemeinsames Unternehmen anzugehen. Ich lese viel anthropologische Literatur, versuche zu lernen, Gewissheiten gründlich in Frage zu stellen. Eine dreiwöchige Reise nach Indien soll unseren längerfristigen Aufenthalt vorbereiten (die Gegend erkunden, uns der Sprache zu nähern, Menschen dort kennen zu lernen). Wir sind mit dem Ergebnis der Reise zufrieden und haben ein halbes Jahr Zeit, unsere "Expedition" vorzubereiten: Wie viel Technik nehmen wir mit - wenig; wollen wir vor Ort ein Auto haben - nein; Wasserfilter mitnehmen-ja usw.

Der erste Kontakt, wir treffen auf Menschen

Wir fahren los, ohne zu wissen, wo genau wir uns niederlassen werden. Allerdings haben wir die Adressen einiger Kontaktpersonen. Eine Quelle

¹ In der Anthropologie nennt man das (bei etwas mehr als eine Mio.) schon einen großen Stamm, sagt man mir.

erweist sich als sehr ergiebig: Deepak Behera, damals Sambalpur University, bringt uns auf die richtige Spur und vermittelt den entscheidenden Kontakt.

Wir fahren nach R., einer kleinen Stadt, in deren Nähe mehrere Dörfer mit einer Majorität von Menschen „unseres“ Stammes leben, um die dortige Lage kennenzulernen und werden an P. weitervermittelt, der dort an einem College Anthropologie unterrichtet und uns bei der Suche nach einer Unterkunft und einem Assistenten behilflich ist.

Schließlich sind wir in einem Dorf, haben eine Unterkunft, die erforderliche Ausrüstung und einen Assistenten, S, ein Student der Anthropologie. Er spricht leidlich englisch, das denken wir zunächst, und die Sprache des Stammes und soll uns beim Überleben im Dorf behilflich sein. Er bietet sich uns als Koch und Assistent an, traut sich zu, beide Funktionen zu übernehmen. Ich mag ihn, er könnte mein Sohn sein oder gar mein Enkel. Er nennt uns, auf Englisch, uncle und aunty. Wir wohnen mit ihm zusammen in unserem „Ein-Zimmer-Appartement“, nur eine provisorisch aufgehängte Stoffbahn trennt unsere Schlafplätze.

S kocht gern, ist kommunikativ und hat eigene Vorstellungen davon, was wir tun sollten: ‚Data-Collection‘ betreiben. Auch mir fällt nichts Besseres ein. Was sonst soll ich tun, wir leben neben den Dorfbewohnern, versuchen ihnen zu vermitteln, dass wir ihr Leben mitleben wollen (wir sind hier, um ihre Kultur zu studieren, zitieren uns nach einiger Zeit die Dorfbewohner), bitten darum, wenn etwas Wichtiges passiert (Tod, Geburt, Hochzeit etc.), uns zu informieren aber, bis auf seltene Ausnahmen, erfahren wir bestenfalls hinterher, dass da etwas ‚los‘ war. Soll ich in unserer kleinen Hütte sitzen und Däumchen drehen? L. (ein junger Mann aus dem Dorf, der rudimentär englisch spricht und uns in der Anfangszeit viel half) und ich, wir machen uns auf, für ‚unser‘ Dorf festzuhalten, wer in welchem Haus wohnt, S nimmt sich benachbarte Hamlets vor und arbeitet mit meiner Unterstützung an einer Karte vom Dorf und der Umgebung. Ich bemerke derweil einige Unzufriedenheit bei meiner Frau. Einmal mit der Datensammlung, die verfolgt sie mit einer fast demonstrativen Abneigung. Ich verstehe das nicht. Ich will wissen, wer in dem Dorf überhaupt zu unserem Stamm gehört und

wo genau sie im Dorf wohnen; am liebsten hätte ich auch noch erfragt, wer wieviel und welches Land besitzt. Dann ist da noch die Unzufriedenheit mit unserem Assistenten, die ich zu Beginn nicht teilen will. Zugegeben, sein Englisch ist etwas sehr begrenzt. Seine Übersetzungen bestehen oft aus einem einzigen Satz und enden mit der nicht sehr präzisen Feststellung ‚and this like‘ oder ‚and that like‘. Er schläft auch gerne und lange, so dass A morgens sehr ungeduldig wird, ihn später fragt, ob sie ihn wecken darf. Natürlich darf sie das; wenn sie es aber frühmorgens tut, um von ihm etwa eine Übersetzung der Frauengespräche am Dorfbrunnen zu erhalten, dreht er sich, nachdem er erfahren hat, das keine ‚Data collection‘ ansteht, um und schläft weiter. (Ich bin zu der Zeit, es ist so zwischen vier und fünf Uhr morgens, auch noch sehr müde.) Seine Zeitvorstellungen und Tagesprioritäten sind andere als unsere, so kocht er gern und auch gut, aber das dauert und dauert und dann muss er vor dem Mittagessen immer baden und das bringt unsere Zeitpläne gänzlich durcheinander. Oft ist er einfach weg und wir finden ihn irgendwann bei irgendwelchen Nachbarn. Kurz: er macht selten das, was wir besprochen hatten, sondern mit Vergnügen das, wozu er gerade Lust hat.

Da kommt es gut, dass eines Tages G vor unserer Hütte auftaucht und uns seine Dienste anbietet. Ein erwachsener Mann aus einem benachbarten Hamlet, verheiratet, Vater zweier Söhne, gut englisch sprechend, gebildet. Sein Vater war Arbeiter in der Stahlindustrie gewesen und ermöglichte seinem Sohn eine gute Schulbildung. Seine Tätigkeit als Lehrer an staatlichen Schulen gab G aber auf, weil er sich dort als Angehöriger eines ST (Scheduled Tribe) diskriminiert fühlte. Er heiratete (es war eine ‚run away marriage‘) eine Frau seines Stammes und lebt nun im Dorf und Haus seiner Vorfahren von den Erträgen des bäuerlichen Hofes, die er jedoch mit anderen (Brüder seines Vaters und deren Angehörigen) teilen muss. Der Landbesitz ist groß genug, dass es reicht, ein bescheidenes Leben zu führen. In der Landwirtschaft betätigt er sich nicht. Er stellt seine Dienste als Lese-Schreib- und Rechenkundiger für andere zur Verfügung, zuweilen bekommt er kleine staatliche Aufträge. Die private Grundschule, die er mit anderen Angehörigen seines Stammes gründete und deren Idee es war, Kinder in

ihrer Muttersprache und nicht, wie an staatlichen Schulen, in der offiziellen Landessprache zu alphabetisieren, lebte leider nur kurz. Sein Auftreten, wenn er sich bewegt, wenn er spricht, hat immer etwas würdevoll Theatralisches an sich. Er wird, soweit ich das beurteilen kann, von den Einheimischen respektiert.

Nun haben wir zwei Assistenten. G gehört, wie S zu einem Stamm, der kulturell und sprachlich mit ‚unserem‘ verwandt ist. Während S meint, alles über unseren Stamm zu wissen und daher mehr an ‚Data‘, konkreten Fakten unseres Dorfes interessiert ist, lässt sich G eher davon überzeugen, dass wir alles selbst erleben, erfahren wollen, aus erster Hand sozusagen, was ihm allerdings schwerfällt und er immer wieder daran erinnert werden muss. Als Einheimischer hat er auch den Vorteil, besser vernetzt zu sein.

G scheint uns verstanden zu haben. Er kommt mit Informationen über Todesfälle, Geburten, Hochzeiten, die bevorstehen bzw. sich gerade ereignet haben. Er begleitet uns, übersetzt, von hundert Worten, die wir hören, gelangen allerdings höchstens 10 übersetzt zu uns. Er stellt offensichtlich auch selbst Fragen. Sind das noch unsere Fragen, auf die wir Antworten bekommen? Er genießt, so scheint es mir, seine Rolle als Intellektueller in den Dörfern zu spielen und eine zusätzliche Bedeutung dadurch zu bekommen, dass er eine wichtige Aufgabe für uns übernimmt. Ist das nicht erstaunlich? Wir kommen als wildfremde in die Dörfer, haben nichts vorzuweisen als Unwissenheit und dass wir von weit her kommen, und ich erlebe nur Freundlichkeit, Respekt, zuvorkommende Behandlung, schlimmstenfalls Neutralität? Die Tage sind trotzdem sehr anstrengend: aufmerksam G beobachten, die Informanten und das Geschehen im Blick zu haben, die eigenen Handlungen angemessen zu gestalten (immer daran denken, dass ich jeden Augenblick in jedes sich bietende Fettnäpfchen treten kann), zu fotografieren (die Erlaubnis dazu einzuholen) oder Protokoll zu schreiben und dazu noch die Dinge der täglichen Ver- und Entsorgung zu erledigen.

Ich gewinne schnell Vertrauen zu G, unterhalte mich oft über ‚Gott und die Welt‘ mit ihm. Er stellt uns seine Frau, seine Kinder vor und, wenn wir in

der Nähe seines Hauses sind, einige Kilometer weg von unserer Hütte, lädt er uns zum Essen in sein Haus. Er betont, dass er sich uns zur Verfügung stellt, weil er großes Interesse an unserer Arbeit hat. G versucht schnell, S zu verdrängen, der seinerseits sich, offensichtlich nach dem Prinzip der Seniorität, unterordnet. Ich glaube, G möchte seine Funktion auf das Kochen reduzieren. Das behagt uns nicht, obwohl es zunächst praktisch erscheint; er war als ‚auch kochender‘ Assistent von uns engagiert worden.

Leiden im Feld

Leider stellt auch G uns vor einige Probleme, er liebt den Dijan (Reis Bier) und noch mehr den Rassi (eine Art Reisköör) und so warten wir oft vergeblich auf ihn oder er kommt- verspätet- aber so vollgedröhnt, dass er uns keine Hilfe ist. Er erzählt uns später, dass er unterwegs gewesen war zu erkunden, wo sich etwas ereignet hat und was er dabei erfahren hat. Er gibt seine Beobachtungen wieder und wir müssen ihm sagen, dass diese Informationen wenig Wert für uns haben, wir wollen möglichst alles selbst sehen, miterleben. Andererseits werden wir in anderen Fällen von ihm sozusagen angekündigt, werden eingeladen. Das ist dann richtig gut und hilfreich für uns.

Die Konkurrenz zwischen unseren Assistenten versuchen wir zu mildern, indem wir sie auf uns beide aufteilen. Das ist immer ein Balanceakt, so geht das nicht weiter. A ist sehr unzufrieden, so sehr, dass ich befürchte, sie will aufgeben. Wir unternehmen viele und lange Spaziergänge und reden. Die Einheimischen wundern sich schon: wer macht denn einfach so Spaziergänge ohne ein konkretes Ziel. A will am Liebsten beide Assistenten loswerden, ich verstehe ihre Unzufriedenheit, ist sie doch existentieller von brauchbaren Ergebnissen abhängig und unsere Zeit begrenzt, sehe aber die Gefahr, dass wir ohne Hilfe gar nicht weiterkommen und der Einzige aus unserem Dorf, von dem wir wissen, dass er eventuell noch als Assistent infrage käme, ist eigentlich nie nüchtern und noch viel alkoholabhängiger als G. Wir einigen uns: Da S selbst schon angedeutet hat, dass ihm unsere Anforderungen zu viel sind, werden wir ihn ziehen lassen und mit G weiter arbeiten, aber es

soll eine Vereinbarung geben mit ihm, er arbeitet für uns, wir entschädigen ihn mit Geld-und Sachleistungen.

Ändert sich dadurch die Beziehung zwischen uns? Bisher vermittelte G den Eindruck, dass er ein persönliches Interesse an unserer Arbeit hat und uns deshalb unterstützt und mehr als das: er sieht sich als gleichberechtigter Forscher, was mir zwar gefällt, A aber überhaupt nicht. Ich sehe schon ein, dass das ein paar grundsätzliche Fragen aufwirft. Seine Agenda erahnen wir nur, manchmal spricht er darüber, wie die Menschen der ST (Scheduled Tribes), zu der sein Stamm und der unsere gezählt wird, von der Regierung und der Mehrheitsgesellschaft als zurückgeblieben, unzivilisiert charakterisiert und diskriminiert wird und da findet er es wichtig, diese Vorurteile mit mehr veröffentlichtem Wissen zu bekämpfen. Wir müssen unsere Agenda² deutlich machen und für uns durchsetzen, damit unser Aufenthalt Sinn macht. Wir wollen ihn aber auch nicht ausnutzen. Er hat sein eigenes Leben, seine Arbeit, wenn er uns seine Zeit gibt, kann er nicht für sich und seine Familie sorgen, das sind unsere Gedanken. Was aber ist angemessen in diesem Fall, wo er doch zuweilen tagelang nicht erscheint, Verabredungen oft nicht einhält? Hinzu kommt, dass S nicht mehr da ist (wir haben uns von ihm, so hoffe ich, im Guten verabschiedet), und ich meine Rolle nicht als Koch verstehe. Wie ernähren wir uns? Weit und breit gibt es kein Restaurant! Außerdem würde es zu viel Zeit kosten, wenn wir selbst kochten.

G's Frau ist einverstanden, uns mit einer warmen Mahlzeit zu versorgen und auch damit, dass wir ihr dafür etwas geben. Sie ist eine handfeste, klare Person. Als A sie auf das Alkoholproblem ihres Mannes anspricht, bleibt mir fast das Herz stehen, denn G muss das übersetzen, da seine Frau kein Wort Englisch versteht und unsere Sprachfähigkeit in der Sprache der Einheimischen noch viel zu begrenzt ist. Ich bin ganz platt, es gibt keinen Ärger. Sie schlägt einfach vor, das Geld für die Arbeit ihres Mannes selbst entgegenzunehmen, womit G ohne Protest einverstanden ist (sie kann

² Der wichtigste Unterschied zu G's Agenda ist für mich der, dass wir jedenfalls keine politischen Ziele verfolgen und dass für uns das direkte Erleben und Erfahren im Mittelpunkt steht, was für ihn natürlich von ganz anderer Qualität ist. Für ihn ist es sein Alltag, für uns ein Blick auf einen 'anderen Stern'.

besser damit umgehen, sagt er). Auch mit den Modalitäten der Abrechnung, halbtags/ ganztägig und wöchentlicher Abrechnung sind beide einverstanden. Nach dieser halbwegs klaren Ansage wird es für uns hoffentlich einfacher, gelassener mit dem, was in unseren Augen Unzuverlässigkeit ist, umzugehen.

Das gelingt nicht immer. In unserem Dorf findet ein sehr bedeutsames Dorffest statt. G hat versprochen, rechtzeitig zu erscheinen. A und ich sitzen vor unserer Hütte und warten. Im Hof auf der anderen Straßenseite sammeln sich Menschen. Wir sind eingeladen. A will nicht ohne G gehen. Es mache für sie keinen Sinn, etwas zu sehen und nichts zu verstehen. Es wird immer später. Schließlich gehe ich alleine hinüber. Im Hof beginnen Rituale. Für mich und A sind zwei Stühle, die einzigen des Hauses, an exponierter Stelle aufgestellt. Ich soll mich setzen, fühle mich alleingelassen, wie Falschgeld, so exponiert und neben mir der leere Stuhl, verstehe A nicht.

Die Hygienesituation haben wir auch noch nicht so richtig im Griff, leben wir doch in einer geographischen Breite, die zu den Tropen zählt. Die Einheimischen baden sich täglich in künstlich angelegten und vom Monsun gefüllten Teichen, die inzwischen ziemlich leer sind und in denen auch die Kühe ‚baden‘. Wir trauen uns nicht, es ihnen gleichzutun, wird doch in allen Reiseführern vor schwerwiegenden Erkrankungen beim Baden im Süßwasser in diesen geographischen Breiten, dazu noch in stehendem, gewarnt. Ich halte bei den Einheimischen Ausschau nach Zeichen von Krankheiten, die durch das Baden aufgetreten sein könnten, entdecke aber keine, vielleicht kann ich die Zeichen nicht erkennen? Die Einheimischen fragen uns täglich, ob wir uns schon gebadet haben. Peinlich! A traut sich als Erste, mit anderen Frauen zum Baden zu gehen, ich erst bestimmt zwei Wochen später, wasche mich nachts in unserem Haus. Wir bleiben wider Erwarten gesund.

A und ich, wir geraten immer wieder an unsere Grenzen, auch im Miteinander. Woran liegt das, fragt mich A auf einem Spaziergang am Ende unseres ersten Aufenthaltes im Dorf (im Laufe von zehn Jahren werden für mich sechs weitere kürzere oder längere Besuche im Dorf folgen).

Meine Rolle ein „Damenprogramm“? (Rollenfindung im Feld)

Ich bewundere A's Entschlossenheit, mit Frauen des Dorfes in Kontakt zu kommen. Sie hat durchaus Erfolge: spontan und mutig geht sie, als eine Gruppe von Frauen sie dazu auffordert, mit, Feuerholz aus dem Dschungel, oder Lehm zum Ausbessern der Hausfassaden zu holen. Auch zum täglichen Reinigungsbad wird sie aufgefordert oder arbeitet mit anderen Frauen einen Tag im Straßenbau. Bei den Männern kommt so etwas, so scheint es mir, bisher selten vor. Bin ich scheuer oder betrachte ich mich nicht ganz als gleichberechtigt und meine Rolle doch eher als begleitend, unterstützend? Zu der Zeit verstehe ich mich als (fast) gleichberechtigter Partner von A, will alles miterleben, bin neugierig. Außerdem glaube ich zu merken, dass unsere Akzeptanz bei den Menschen recht groß scheint, weil wir beide, A und ich, schon älter sind, Kinder und Enkel haben, also zur Großelterngeneration gehören und gemeinsam und gleichberechtigt auftreten, ich nicht das Anhängsel von A bin, bzw. umgekehrt. Ich finde, wir sind ein gutes Team. Aber ich muss aufpassen. Immer wieder kommt es vor, z.B. in Gesprächssituationen, dass es mit mir durchgeht und ich Informanten eine Frage nach der anderen stelle. So meldet es mir A jedenfalls zurück und dass sie damit überhaupt nicht einverstanden ist. Natürlich stellt auch sie Fragen, aber weniger Nachfragen. Sie will viel mehr zuhören, abwarten, hören, was den Gesprächspartnern selbst wichtig ist, so erklärt sie mir dann ihre Haltung und ich störe dann mit meinen Fragen. Ich kann das schon nachvollziehen, kann aber das Gehörte oft überhaupt nicht einordnen. Ist das z.B. eine banale Aussage oder versteckt sich mehr dahinter? Außerdem ertappe ich mich immer wieder dabei, das Leben hier doch ziemlich ähnlich wie bei uns Zuhause zu finden, sagen wir, wie vor 150 Jahren. Ich ordne das Gesagte im Rahmen meines Weltbildes, meiner Hypothesen, habe erfahren, dass Menschen manchmal dazu neigen, die Antworten zu geben, von denen sie glauben, dass das Gegenüber sie erwartet, ich muss also geschickt fragen, um nicht in diese Falle zu tappen. Da wir nicht wirklich ihren Alltag mitleben- zumindest in dieser ersten Zeit im Dorf höchstens bits and pieces davon- kann ich meine Hypothesen nicht durch eigenes Erleben überprüfen.

So oder so ähnlich argumentiere ich. Ich kann A nicht überzeugen und so tritt sie mir oft auf den Fuß um mich daran zu erinnern, nicht so viele Fragen zu stellen. Ich fühle mich zurechtgewiesen. Bin ich vielleicht für A doch nur im Begleitprogramm, wie es oft Frauen beschieden ist, die mit ‚wichtigen‘ Männern unterwegs sind und ein Kulturprogramm absolvieren³? Es ist ja richtig: A wird über ihre/unsere Erlebnisse, Erfahrungen wissenschaftlich berichten, nicht ich; sie ist die ‚Fachfrau‘, ich der Amateur, aber wenn ich mich nicht auf die Art einbringe, die mit mir stimmt, werde ich eine blasse Figur abgeben, mich zu Tode langweilen. So interessiere ich mich sehr für die Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnisse bei unseren Informanten im Dorf. Ich hatte im Vorfeld der Reise einen Aufsatz von A’s Professor über Verwandtschafts- und Heiratsbeziehungen gelesen, den ich spannend, aber auch schwer zu verstehen fand. Jetzt sehe ich die Möglichkeit, mit Hilfe der Praxis mehr zu begreifen. Nach ersten Recherchen vermute ich, dass bei unserem Stamm die Kreuzkusinenheirat vorkommt. Ich will das herausfinden und grübele stundenlang über Zeichnungen, die ich nach Befragung nach den Vorfahren nicht nur der Männer, sondern auch denen ihrer Frauen, entwerfe. Ich denke, ich beschäftige mich mit Genealogien, erfahre - zurück in Deutschland -, dass es stattdessen pedigrees waren. Ein solcher Unterschied war mir einfach nicht bekannt. A fragt mich immer wieder: „was machst du denn da“, will sich aber nicht mit meinen Überlegungen beschäftigen⁴. Ich komme nicht weiter, fühle mich alleingelassen. Erst viel später ahne ich, warum ich gescheitert bin.

Welche Rolle habe ich hier? Bin ich hier selbst Forscher, nur Begleiter von A, oder gar ein Klotz am Bein der Forscherin?

Manchmal habe ich das Gefühl, keinen unbeschwerten Umgang mit Menschen, die wir treffen, pflegen zu können. Natürlich habe ich mit A vor der Reise darüber gesprochen, wie wir mit den Menschen, die wir treffen werden, umgehen wollen. Auch habe ich einiges dazu in der Literatur

³ Wie man am prominenten Beispiel sieht – Frau Merkel auf Staatsbesuch mit ihrem Mann- ist natürlich auch der umgekehrte Fall vorgesehen!

⁴ Erst später und auf ganz anderem Wege, kommt A auf die gleiche Fragestellung.

gelesen. Was habe ich mir vorgenommen, welchen Anforderungen will ich gerecht werden? Erstens: den Menschen auf Augenhöhe begegnen. Das fällt mir hier nicht schwer, denke ich. Zweitens: das richtige Verhältnis zwischen Nähe und Distanz zum Forschungsgegenstand zu finden, der von Anthropologen gefordert wird und drittens: Mit wem sollen wir in näheren Kontakt treten? Vielleicht verhindert dieser die Beziehung zu wichtigen anderen Menschen im Dorf? Da ist zum Beispiel S. Zu ihm entwickle ich spontan ein freundschaftliches Gefühl, er, wie mir scheint, ebenfalls. Seine Vorväter waren alle *munda*, ein früher erblicher Titels eines Art Dorfvorstehers, dessen Amt ein ‚ehrenamtliches‘ und mit keinen materiellen Privilegien verbundenes ist. In einem Teil des Dorfes (Hamlet) wird er weiter als der eigentliche *munda* gesehen und geachtet. Im größeren Teil des Dorfes aber gibt es einen gewählten *munda*, der später mein Saki (eine Art ritueller Freund) wird. Wir bemerken Spannungen zwischen den Dorfteilen. Welche Folgen wird es haben, wenn ich mich mit einem der beiden sichtlich mehr anfreunde? Werden wir dann vielleicht von Teilen der Bevölkerung gemieden und gehen dadurch wichtige Informationen für uns verloren?

Wie ging es weiter

Ich finde immer noch, dass wir ein gutes Team sind. Es muss uns einiges gemeinsam gut gelungen sein. Wir leben noch⁵, sind nur einmal richtig krank gewesen (heftiger Durchfall für drei Tage), weder die Polizei noch die Naxaliten⁶ haben uns bedroht. Nur einmal will ein Polizist, der uns auf einem Markt trifft, unsere Papiere, die wir nicht dabei haben. Er meint, er sei für unsere Sicherheit verantwortlich und wir sollen mit ihm zur Polizeistation kommen. Da sind wir plötzlich von vielen Bewohnern unseres Dorfes umringt, die den Polizisten abdrängen und ihm bedeuten, dass sie

⁵ Ich habe Berichte aus der Zeit der britischen Herrschaft gelesen, nach denen Reisende einen großen Bogen um das Land unseres Stammes gemacht haben, da sie andernfalls nicht ihres Lebens sicher waren. Die Männer sind, wie ich selbst bestätigen kann, gute Bogenschützen, auch nachts. Vor kurzem wurde in der Gegend, nicht weit weg, eine australische Familie (Missionare) umgebracht. Sie ist jedoch ein Opfer Hindu-nationalistischer Agitation geworden, die Tat hat nichts mit dem Alltag der Stammesbevölkerung zu tun. Heutzutage sind die Menschen sehr friedliebend und nicht aggressiv.

⁶ Eine militante linksextreme Untergrundorganisation, die sich, nach eigenen Angaben, für die Rechte der Stammesangehörigen einsetzt.

selbst für unsere Sicherheit sorgen werden. Außerdem schaffen wir es immer wieder, auch über Schwierigkeiten, die wir - auch miteinander- haben zu reden.

Über zehn Jahre hinweg haben wir immer wieder unser Dorf besucht. Bei jedem weiteren Besuch merke ich, wie sich meine Rolle im Laufe der Zeit geändert hat. Ich genieße die Zeit dort in der Fremde, die nicht mehr ganz so fremd ist, überlasse A, die sich die ganzen Jahre über professionell mit unserem Stamm beschäftigt, gern allein die Rolle der Forscherin. Es ist entlastend, nicht mehr die Balance zwischen Nähe und Distanz zu den Menschen austarieren zu müssen, so wie ich sie zuvor, vor Allem zu Beginn unseres Aufenthaltes, versucht habe zu finden. Noch immer ist zwar Vorsicht geboten, stehen Fettnäpfchen bereit, in die ich hineintreten kann, aber ich habe das Gefühl, den Menschen spontaner und unbeschwerter begegnen zu können. Wenn wir jetzt unsere Bekannten und Freunde treffen, werden wir regelmäßig, wie es dort üblich ist, freundlich mit Verwandtschaftstermini herzlich begrüßt. Dabei fällt es mir immer noch schwer, die angemessene Antwort in der lokalen Sprache zu geben, obwohl ich mir Mühe gegeben habe diese Sprache zu lernen. Sie ist einfach verflucht schwer.

Bei jedem Besuch drückten unsere Freunde und Bekannten das Erstaunen darüber aus, uns noch einmal zu sehen. Bei unserem letzten Besuch hatte ich den Eindruck, es war richtig Freude. Die Kinder sind inzwischen fast Erwachsene geworden, die Erwachsenen wie wir älter. Mein Saki denkt darüber nach, wie es werden soll, wenn er und seine Frau nicht mehr arbeiten können. Wer soll für sie sorgen? Sie haben keinen Sohn. G ist, der Schulbildung seiner Kinder wegen, mit seiner Familie nach R gezogen. G und seine Frau begleiten uns in ihr Dorf. Wir können selbstverständlich in ihrem Haus wohnen. Sie nennen A ‚ma‘ (Mutter), mich ‚babu‘ (Vater) und versorgen uns mit allem, was wir brauchen.

